

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 74 (1964)

Rubrik: Lyrik und Prosa

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GEORG GISI

Lyrik und Prosa

WENIG

Wenig tun. Aber dies auf vollendete Weise.

Wenig schreiben. Zuvor viel denken.

Wenig reden. Aber aus Eigenstem und mit Liebe.

Wenig kritisieren. Musterhaft leisten.

Wenig schenken. Wenn herzlich, ist's viel.

Wenig Äußeres. Innen: Fülle.

Wenig ansammeln. Ballast drückt nieder.

BLICK AUF INSELN

Inseln, Inbegriff des Verschonten.

*Überall sind noch Inseln: paradiesische Flecken,
die unseren Blick erquicken.*

*Gedränge gleichgültiger Menschen, plötzlich inmitten
ein geistvoll heiteres Antlitz.*

*Gewucher des Schlehdorns am Rand eintöniger
Feldwüsteneien.*

*Fels, aus dem Wiesenrain ragend: gelb in der Sonne,
von Moos umspinnen, von Efeu begrünt.*

Ein Quell, aus dem Felsenmund Reichtum vergeudend.

Ein Brunnentrog aus Naturstein gehauen.

*In der Wiesenmulde ein Schilfring, das Wasser umfassend,
Seerosenblätter und Seerosenblüten.*

*Lichtung im Walde, mit Disteln gefüllt, mit Sonne
begossen, von Faltern überspielt.*

Anblick der Inseln befeuert die Liebe zum Leben.

WORTE AUS DEM MUSCHELHAUS

Von Muscheln, Schnecken und Igeln kann man lernen, sich abzukapseln, sich zu bewahren, um heil zu bleiben.

Man kann selbst in der flachsten Umwelt, wenn man sich nicht auf sie herabstimmen läßt, Hohes erreichen.

Nicht disputieren, wo verhärtete Menschen geifern und keifen: nicht unnütze Schlachten führen, vielmehr die Kräfte einem aufbauenden Tun, Betrachten und Gespräch zuwenden.

Nicht dabei sein, sich entziehen, also Flucht —: Flucht ist nicht feige, sondern tapfer, wenn dadurch Edles gerettet wird.

KLEINER SPAZIERGANG

Ja, und dann gingen wir nach Feierabend ein wenig in den Rebbberg hinauf, ein wenig oben am Waldrande hin, eine Strecke durch den Wald, eine Weile zu Füßen der Felswand, an dem Häuschen des Abseitswohnenden vorüber, von dem wir nur wissen, daß er an stiller, schöner Lage wohnt und im Garten viele Blumen zieht, und endlich gingen wir zurück in das dicht besiedelte Gartenquartier. Da wohnen in Villen erfolgreiche Menschen, denen wir im Rebbberg und Walde nicht begegnen, sie haben nicht Zeit. Die Männer der hiesigen Gegend sind mit der Fabrikation zeitsparender Apparate beschäftigt, das nimmt fast alle ihre Zeit in Anspruch. Einmal oder zweimal im Jahre machen sie Ferien, schließen die Villen und kehren dem Rebbberg, dem Wald und der Felswand den Rücken und reisen weit.

Schön war unser kleiner Spaziergang, frühherbstlich rasch kam der Abend, rot stand im Dunste der Mond. Wie schnell ist in diesem Jahre der Sommer vergangen, wie schnell vergeht unser Leben. Man soll sein Herz nicht an Wichtigkeiten hängen, es wird sonst schwer. Ein wenig Wiese und Wald, ein wenig Rebbberg und Fels, ein wenig Sonne und Luft machen das Herz leicht. Ihr lieben Menschen, was habt ihr auch immer Wichtiges vor. Ihr entfernt euch ja ganz und gar vom Paradies.

KROKUSTAG

*Handgroß die Pfütze
in der granitnen Mulde,
von Regen erregt.*

*Reglos die Pfütze
in der granitnen Mulde.
Es regnet nicht mehr.*

*Der erste Falter!
Ich fühle mich wieder jung
mit dem jungen Jahr.*

*Wenig Schneeglöcklein,
Bienen viel —: oft läuten drei
Sturm am gleichen Strang.*

*Unterm Baum ein Ast,
bernsteingelb im Frühlingsflaum,
zernagt von Hasen.*

*Jünglinge schauen
Hockeyspieler im Bildschirm,
jetzt, am Krokustag!*

*Schneefrei der Garten.
Bäuerin zärtlich blickt in
Sommerstunden voraus.*

ABENDS, SPÄT IM SOMMER

*Abends, spät im Sommer
Über das kurze Gras.
Himmel grenzenlos offen,
Mild wie bläuliches Glas.*

*Weizenfeld leuchtend gelb,
Augenerquickung, Edelstein.
Fern der Rebberg ein Teppich
Fließend ins Tal hinein.*

*Ströme von Licht verwandeln
Land in Märchenland.
Wandern, ja wandern, wandern
Bis zu der Erde Rand.*

DURCH DEN AUWALD

*Dunkel im Walde strömt der Fluß.
Helles mit weißer Brust
gibt die Wasseramsel hinzu.*

*Kleiner Tauchvogel schnell in die Tiefe,
Kringel kreisen auf leerer Flut —
weit daneben taucht auf das Köpfchen.*

*Rauch zwischen Stämmen, blau verhaucht,
Gertelhieb, rotes Feuer: ein Alter
rüstet sich Holz für die Schneezeit.*

ABENDGEDANKEN NACH SCHÖNEM WINTERTAG

*Ich möchte wissen, wo der Dompfaff schläft,
der sich am silberkühlen Nachmittag
auf meinem Fenstersimse Körner holte.*

*Der Garten lag im Winterlicht gebadet.
Ich stand und dachte froh an künftige Saat
und dankte rückwärts für genoßne Ernte.*

*So leicht zu finden ist ein hohes Glück:
Vom Zackenrand des Waldes quillt's, vom Himmel
sprüht's abendfarben durch das Aug zu Herzen.*

*Da liegst du auf dem Rücken, um zu ruhen,
und fühlst die Erde durch den Weltraum fahren,
und viele wissen nicht, wer sie bewegt.*

*Und der Spaziergang. Und der Bauer mit
dem Gertel. Wie er Wellen band. Und das
Gespräch. Höchst einfach. Aber eine Wohltat.*

*Es nahen die Gedanken, welche nicht mehr
zu fassen sind, Traumbild, Geheimnis, schon
dem guten Schlafe näher als dem Wachsein.*

*Die Katze schnurrt, mit mir das Lager teilend.
Die Nacht umhüllt mein Hügelhaus mit Stille.
Die Luft vom Walde drings durchs offene Fenster.*

GEORG GISI

Geschöpfe Gottes. Legenden

KRONWICKE

Als die Menschen noch nicht so lärmig lebten wie heute, als die Luft auch in den Tälern noch rein war, fühlten die Elfen und Zwerge sich überall wohl. Auch Pflanzen, die sich heutzutage an den Waldrand oder auf den buschigen Hang zurückgezogen haben, waren gerne allerorten daheim. Die Welt war bunter. Es lag auf ihr noch ein Abglanz aus dem Paradies.

Wenn ein Bauer frühmorgens oder abends seine Hütte verließ, um mit der Sense zu mähen, konnte er leicht in seiner Wiese ein paar Elfen und Elfinnen antreffen, die allesamt König und Königin spielten. Und wenn der Bauer mit Mähen eine Weile innehielt, es mußte aber ein guter, frommer Mann sein, ergötzten die Elfen sich ohne Scheu vor seinen Augen weiter, bis der Bauer etwa sagte: «So macht mir denn Platz, seid so freundlich, ich muß nun doch weitermähen».

Dann hoben die Elfen und Elfinnen einen Blütenkranz von ihren Köpfchen, der ihnen als Krone beim Königsspiel gedient hatte. Sie hefteten den Blütenkreis auf den gleichen Stengel, von dem sie ihn vorher gebrochen hatten. Die Krönchen waren aus kleeartigen Blüten gefügt. Da gab es gelbe und andre von ungleichmäßigem, buntem Blau.

Es gibt noch heute Kinder, die Elfen am Waldrand oder auf dem buschigen Hange mit Blumenkronen spielen sehen. Die Bauern auf ihren Mähmaschinen erblicken weder die gelbe noch die blaue bunte Kronwicke genau; die Elfen gar zeigen sich ihnen nie mehr. Bis die Mähmaschine kommt, sind sie längst vor dem Lärm hinter Busch und Fels verschwunden.

AUGENTROST

Ein heiliger Einsiedler wohnte unter einem überhängenden Felsen. Das Dach, der Boden und drei Seiten seiner Klause bestanden aus Fels. Vorn, bei der Öffnung der Klause, hatte die Sonne halb Zutritt durch das Gitterwerk von Sträuchern. Da schien in allen Abstufungen von Grün das Licht durch das Laub und leuchtete wie durch ein Kirchenfenster.

Der Einsiedler widmete sein Leben der liebevollen Betrachtung, Lobpreisung und Beschreibung all der Schönheiten, die Gott geschaffen hat. Von dem steten Anblick des Vollkommenen strahlte sein Auge in vollkommenem, reinem Blau. Ein Widerglanz des Göttlichen strahlte aus diesen Augen. Stundenlang konnte er das weiße Geäder eines dunkeln Kiesels beschauen, stundenlang die Spiele der Wolken am Himmel, welche Spiele Gottes sind, und stundenlang das Silbergequirl und Gekräusel eines Waldbachs.

Er war im Herbst unterwegs. Scharfer Wind entzündete ihm die Augen. Sie wollten zum Schauen nicht weiter taugen, eh er sie geschlossen und eine Weile ausgeruht habe, so meinte er. Er wollte sich am Wegrand ins kurze Gras legen, um die Augen zu schließen, um zu ruhen, um zu schlafen. Da blickten aus dem niedrigen Gras schneeweiße Blüten zu ihm empor, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Er neigte sich zu ihnen nieder, da zeigten sie allerlieblichste Kindergesichtchen, mit erstaunt geöffnetem Mund, weil endlich sie jemand so nahe beschaute. Das Zünglein war zündend gelb, der Gaumen war veilchenblau, die Äuglein sehr dunkel, und violette Filigranstrahlen durchliefen die Unterlippe und den helmartig gewölbten Gaumen. Da war es nun nichts mit dem Schlafen; der Einsiedler schaute und schaute das Blütenkind an. Und darüber trösteten sich seine Augen, waren nicht mehr müde.

Der Einsiedler gewährte, daß Gott das Pflänzchen zur Heilung müd gewordener Augen geschaffen hatte, und das schrieb er in sein großes Buch, damit alle Menschen es auch erfuhren. Freilich, nicht

alle Menschen sind von der Heilkraft des Augentrostes — so nannte er im Buch die Pflanze — so fein berührbar, wie er es gewesen ist. Viele müssen das Heilkraut zu Pulver zerreiben und in die Augen streuen, oder sie müssen einen Aufguß davon trinken, dann erst kann es ihnen helfen. Aber manchen Menschen genügt auch heute das bloße Beschauen des Augentrostes.

WALDREBE

Es war zu der Zeit, da unser Wald noch wild war, wenn auch nicht mehr überall Urwald. Es lebten schon viele Menschen; zum Bauen und Feuern holten sie Holz; auch rodeten sie, um Äcker zu gewinnen. Aber die Waldrebe wucherte ungestörter als heute und prägte Urwaldbilder in das Gehölz. Sie bekletterte Strauch und Baum, wölbte schattige Höhlen, in denen am Tag das Reh ruhte, bot die weiße Blüte der Biene und Fliege und zeigte den flaumig befiederten Samenstern dem Jäger, dem Pilzsammler, dem Holzhacker und dem Einsiedler.

Damals brach ein Krieg aus. Ein Mann beschloß, fern von der Welt so schuldlos und rein als möglich zu leben. Vielleicht, daß er so den Menschen helfen konnte. Er baute im Wald eine Hütte und wurde Einsiedler. Da zeigte sich ihm alles geneigt und dienstbar, der Pilz und die Beere, die Wildkirsche und die Haselnuß, der Bach und der Fisch. Ihm mangelte nichts. Er lebte schlicht, und so hatte er Zeit, für den Frieden derer zu beten, die alle Zeit für den Krieg aufwendeten.

Der Herbststurm warf dürres Holz zu Boden. Das sammelte der Einsiedler für den Winter. Diese Arbeit machte ihm Freude. Aber er war doch darauf bedacht, den Vorrat in kurzer Zeit in die Hütte zu tragen. Denn seine Hauptzeit galt dem Gebete für den Frieden.

Alle Pflanzen und Tiere des Waldes liebten den frommen Mann. Und wie er so einen Stoß Reisig aufgeschichtet hatte und überlegte, wie er ihn rasch in die Hütte bringe, sprach eine Waldrebe zu ihm: «Reiße mich ab und wickle mich als Strick um das Holz, so trägst du es am bequemsten heim».

«Ich danke dir», sprach der Einsiedler. Und er schlang die Waldrebe um das Holz und trug es heim.

Draußen in der Welt waren die Menschen des Krieges müde. Aber niemand war rein und stark genug unter all den Tausenden, um Frieden zu stiften. Es kamen Männer in den Wald; sie fragten den Ein-

siedler um Rat. Er sagte: «Wer sich in das Gebet versenkt, um mit Gott zu reden, hat keine Zeit für den Krieg. Wer etwas Schönes anschaut, etwa den Samenstern einer Waldrebe, dem leuchtet der Friede». Und er zeigte ihnen den Samenstern der Waldrebe, die er um das Reisigbündel gewickelt hatte. Mehr sagte er nicht, mehr zeigte er nicht. Aber das genügte, um den Menschen den Frieden zu bringen.

Noch oft gedachten sie ferner des heiligen Mannes mit Ehrfurcht, und auch die Schönheit und der Nutzen der Waldrebe ist vielen im Gedächtnis geblieben.

GOLDAMMER

Zwei fromme Männer hatten ihr Leben dem Lob der Schöpfung gewidmet. Der eine pflegte in seinem Garten an Blumen und Kräutern und Früchten, was nur denkbar ist, stand am frühesten Morgen auf, säte, pflanzte, hackte, band Stauden und Bäumchen an Pfähle, schnitt Sträuße, erntete Gartenfrüchte für den Tisch, machte einen Mittagschlaf auf dem Liegestuhl im Schatten von Sträuchern und nahm erquickt sein Tun wieder auf; um endlich abends zu ruhn und mit Wohlgefallen über die Farben und Formen seines Gartens zu schauen. Er fühlte sich ganz und gar als Diener Gottes, als Mitwirkenden in dessen Schöpfung. Ihm gediehen die Pflanzen wie kaum einem andern. Es war, als spürten sie seine Liebe, als wüchsen und blühten und fruchteten sie ihm Dank. Mit ihm lebten auch Hund und Katze, Schaf und Ziege, Pfau und Kanarienvogel und das Bienenvolk.

Der zweite Mann, der sein Leben dem Lob der Schöpfung, dem Umgang mit den Geschöpfen geweiht hatte, betreute ebenfalls einen Garten, doch auf raschere und derbere Art, gleichsam nur, um den Hunger zu stillen. Ihm waren die wilden Pflanzen und Tiere vertrauter als die gezüchteten und gezähmten. Er wußte genau Bescheid über die Disteln und Falter, die Pilze und Schnecken, das Farnkraut und das Reh, den Pirol und den Mehlbeerbaum. Auf Streifereien hielt er Zwiesprache mit ihnen. Ihm zeigten sich seltene Pflanzen und scheue Tiere wie kaum einem andern. Es war, als spürten sie seine Liebe, als wüßten sie, von ihm sei nichts zu fürchten. Allen Tieren voran war er den Vögeln zugetan. Um einen bestimmten Vogel im Walde zu hören und zu sehen, war ihm kein Halbtage des Abwartens zu lang. Er fühlte sich ganz und gar mitschwingen in der Schöpfung Gottes.

Der erste Mann hörte von diesem zweiten, suchte ihn auf und erlebte mit ihm im Walde einen Tag der tiefen Beglückung, der zweite sodann während seines Gegenbesuchs eine ebenso reiche Beglückung in dem Garten bei Rose und Nelke, bei Pfau und Kanarienvogel.

Der Kanarienvogel, zitronengelb und mit inständig süßem Gesang, vor allem andern hatte es ihm angetan. Er sah und hörte ihn nachts im Traum und wünschte sich, wenn auch nur träumend: ein Vogel wie der Kanarienvogel möchte doch frei in unserer Gegend vorkommen!

Der geträumte Wunsch war so rein und stark, daß Gott in derselben Nacht für unsere Gegend einen Vogel schuf, dessen Gelb so schön leuchtet wie das des gezüchteten Kanarienvogels: die Goldammer. Die erste hat im etwas verwilderten Garten unseres frommen Träumers genistet. Ihr Lied ist schlicht. Wer es aber mit Liebe anhört, dem klingt es doch beglückend.